

Zeitschrift: Zeitschrift für schweizerische Geschichte = Revue d'histoire suisse
Band: 8 (1928)
Heft: 2

Buchbesprechung: Besprechungen = Comptes rendus

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Besprechungen — Comptes rendus.

M. FELDMANN, *Die Herrschaft der Grafen von Kyburg im Aaregebiet, 1218–1264.* Heft 3, Bd. XIV der Schweizer Studien zur Geschichtswissenschaft. Zürich, 1927, Verlag A.-G. Gebr. Leemann & Co. 190 S.

Diese Arbeit, die einen Umfang von ungefähr 12 Bogen hat, ist erschienen als Heft 3 des XIV. Bandes 1926 der «Schweizer Studien zur Geschichtswissenschaft». Sie ist zum größten Teil rechtsgeschichtlich, und die politische Geschichte vom Tode Berchtold V. von Zähringen 1218 bis zum Ausgang des ersten kyburgischen Hauses 1264 wird mehr nur als Einleitung behandelt. Der Inhalt ist teilweise schon aus den Überschriften der einzelnen Abschnitte ersichtlich, nämlich: I. Grundlagen. II. Die kyburgische Herrschaft im deutschen Reichsverband. III. Die Grafen von Kyburg als Landesherren. IV. Die kyburgischen Städte. V. Zivilrechtliche Verhältnisse. VI. Strafrecht. VII. Gerichtsorganisation und Prozeß.

In der Arbeit, die als Dissertation durch die juristische Fakultät der Universität Bern genehmigt wurde, hat der Verfasser nicht nur die Urkunden, deren Interpretation oft nicht gerade leicht ist, sorgfältig benutzt, sondern auch eine reichhaltige Literatur beigezogen.

Wenn es Dr. Feldmann nicht durchwegs gelungen ist, die rechtlichen Zustände genügend aufzuklären, braucht er hiefür keine Entschuldigung, denn er hat es an redlicher Mühe nicht fehlen lassen. Wohl jeder, der sich eingehend mit der Geschichte des 13. Jahrhunderts befaßt, wird die Erfahrung machen, daß sich die Tatsachen, von denen wir durch Urkunden und andere Quellen Kunde erhalten, nicht ohne weiteres in eine Schablone einfügen lassen. Wo in Wirklichkeit eine große Verwirrung und Rechtsunsicherheit bestand, wird auch die sorgfältigste Darstellung nicht Ordnung schaffen können, ohne dabei willkürlich und gewaltsam zu verfahren. Für jene Zeiten, wo die alte Reichsgewalt zerfällt und die neue Territorialhoheit in der Ausbildung begriffen ist, läßt sich beinahe sagen, daß jeder so viel Recht hatte, als er zu behaupten oder zu erringen wußte.

Dr. Feldmann hätte sich besonders bei dem Abschnitt über die Grafen von Kyburg als Landesherren die Arbeit wesentlich erleichtern können, wenn er die klassischen Ausführungen, die uns gerade über diesen Punkt Andreas Häusler in seiner Deutschen Verfassungsgeschichte gibt, zum Ausgangspunkt genommen hätte. Dies würde ihn dann auch dazu geführt

haben, sich mit der Stellung der Kyburger gegenüber der Landgrafschaft in Burgunden auseinanderzusetzen. In dieser Beziehung wäre die Arbeit noch zu ergänzen und teilweise zu berichtigen. Auch in den wirtschaftsgeschichtlichen Abschnitten ist verschiedenes richtig zu stellen. Auf jeden Fall geht es nicht an, die Maße und Gewichte, wie sie für das habsburgische Urbar angenommen werden, ohne weiteres auch auf die burgundischen Lande überzutragen. Hiefür haben wir, freilich aus etwas späterer Zeit, deutliche Beweise.

Aus der Ausgabe der Thuner Handveste von Rubin hat der Verfasser einige falsche Übersetzungen übernommen, worauf wir indessen hier nicht eingehen können. Wohl in allen Abschnitten finden sich einzelne Punkte, in welchen man sich mit dem Verfasser nicht einverstanden erklären kann. Dennoch müssen wir ihm für seine fleißige Arbeit sehr dankbar sein. Durch sie wird entschieden eine Lücke ausgefüllt, die sich bis jetzt in der Schweizergeschichte und besonders in der bernischen Geschichte fühlbar machte. Man wird dadurch auf Einzelheiten aufmerksam gemacht, die einem sonst nur allzu leicht entgehen würden; und wo man zu andern Resultaten gelangt, gewinnt man aus der Arbeit doch manche Anregung.

Das von Dr. Feldmann beigebrachte Material bietet reiche Belege dafür, daß die Herrschaft der Grafen von Kyburg im Aaregebiet schon unter der ältern Linie, 1218—1264, durchaus kein einheitliches Gebilde war. Mit dem Grundstock, dem Allodialbesitz, der aus dem zähringischen oder schon aus dem rheinfeldischen Erbe herrührte, waren die mannigfältigsten Gerichtsbarkeiten, Herrschafts- und Vogteirechte der Kyburger selbst verbunden und diese wurden wieder durch die Besitzungen und Rechte von andern weltlichen und geistlichen Herrschaften durchkreuzt, sodaß gerade dieses Gebiet ein typisches Beispiel « für den seltsamen zersetzen Besitzstand » bietet, wie ihn Häusler für die Zeit der aufstrebenden Territorialgewalt schildert. Ebenso gelten für die kyburgische Herrschaft die Bemerkungen, die Häusler an seine Schilderung knüpft: « Man kann sich denken, wie sehr dadurch nicht nur die Verwaltung erschwert wurde, sondern auch eine Übersicht über das, was man eigentlich besaß, außerordentlich mühsam zu gewinnen und festzuhalten war, und — was für viele große und kleine Herren so ruinös geworden ist — einer liederlichen Raubwirtschaft dadurch mächtiger Vorschub geleistet wurde. Denn unzählige Herren gaben sich mangels einer klaren Einsicht in ihren Besitzstand keine Rechenschaft über das zulässige Maß ihrer Ausgaben, sie lebten in den Tag hinein und verkauften oder verpfändeten leichten Herzens da ein Gericht, dort eine Vogtei, dort wieder ein Gut u. s. f., es machte ja nicht so viel aus, der Kaufpreis half momentan zur Fortsetzung des bisherigen Aufwandes, man tröstete sich mit der Hoffnung auf eine vorteilhafte Heirat, wenn man überhaupt so weit dachte. »

Da die jüngere Kyburgerlinie die Herrschaft schon mit starker Belastung übernahm, und ein kluger und sorgsamer Haushalt bei den Grafen

dieser Linie durchaus fehlte, war es unvermeidlich, daß ihre Macht nach und nach abbröckelte und wie ein verwitterndes Stück Nagelfluh immer rascher dem gänzlichen Zerfall anheimfiel. Die Trümmer haben der Stadt Bern die Bausteine zu einem neuen Gebilde geliefert, das noch lange buntscheckig genug aussah, aber doch durch einen festen Kitt zusammengehalten wurde.

B e r n.

K. Geiser.

Les sources du droit du Canton de Genève. Tome premier: Des origins à 1460.

Publié par EMILE RIVOIRE et VICTOR VAN BERCHEM. Arau 1927. XXII.

Partie: Les sources du droit Suisse. V—XX et 1—543 p.

In einem Vorwort sprechen sich die Verfasser über die Entstehung der vorliegenden Publikation aus. Zwei Männer stehen im Vordergrunde. Der eine ist der 1888 verstorbene Professor Charles Le Fort, der eine ansehnliche Urkundensammlung hinterließ, welche dessen Erben der Société d'histoire et d'archéologie de Genève vermachten. Le Fort hatte selbst den Plan gefaßt, diese Sammlung herauszugeben, als ihn der Tod abrief.

Nun war es vor allem Andreas Heusler, der sich dieses wertvollen Materials annahm. Er gab den Herausgebern den Rat, möglichst alle Urkunden zu veröffentlichen und unterstützte sie bis zu seinem Tode (1921) nach jeder Richtung. Es ist ein Phänomen, daß der Gelehrte, der schon im 85. Lebensjahr stand, noch sämtliche Dokumente las und begutachtete.

Den beiden Männern sei daher auch in dieser Zeitschrift für tiefe Einsicht und reiche Mühewaltung öffentlich gedankt.

Nicht geringern Dank schulden wir den beiden Herausgebern. Denn in dreifacher Richtung haben sie mit bestem Erfolge gearbeitet.

1. Sie trafen eine gute Auswahl, indem sie hauptsächlich Rechtsurkunden von allgemeiner Bedeutung wiedergaben. Daher wurden etwa Notariatsakten, Polizeierlasse und ähnliches fortgelassen. Ob es richtig war, alle das canonische Recht umfassenden Stücke zu eliminieren, erscheint mir fraglich. Denn der Hinweis darauf, daß diese Stücke «pas spécifiquement genevois» seien, ist nicht beweiskräftig. Müssen wir uns doch hüten, die Geschichte irgend eines Staatswesens völlig isoliert zu betrachten.

2. Sie wählten die richtige Reihenfolge, nämlich die chronologische. Über den Gesichtspunkt der äußern Anordnung läßt sich streiten. Gerade der Jurist wird nicht selten eine systematische Anordnung wünschen, wenn es sich um Quellen rechtlicher Natur handelt. Es erleichtert ihm die Bearbeitung des Stoffes. Und dennoch ist das chronologische System zu bevorzugen. Die gesamte Entwicklungslinie wird weit besser überschaut und der Bearbeiter bleibt weniger in Einzelheiten stecken. Zudem kann durch ein gründlich gearbeitetes Sachverzeichnis

ganz bedeutend nachgeholfen werden. Das haben die Verfasser getan. Der Index nimmt etwa hundert Seiten in Anspruch. Er ist sehr spezialisiert und juristisch, wie verfassungsgeschichtlich durchaus brauchbar. Man schlage beispielsweise S. 494 über Jurisdiktion nach, wo nicht weniger als acht Unterabteilungen die Bearbeitung dieser so wichtigen Materie wesentlich erleichtern. Seit vielen Jahren wird immer und immer wieder auf die Mangelhaftigkeit der Sachregister bei Urkundeneditionen hingewiesen. Daß auf diesem Gebiete Rivoire und van Berchem volle und exakte Arbeit geleistet haben, sei gerade von Seite der Rechtshistorie besonders verdankt.

3. Sie haben diplomatisch wertvoll gearbeitet, indem sie die Texte ohne jede Änderung herausgaben. Die zahlreichen, in den Originalen enthaltenen Fehler sind stehen geblieben. Auch das ist zu begrüßen. Gerade Fehler sind oft Lehrmeister. Besonders der Philologe, wie auch der Urkundenforscher, kann aus Fehlern vieles herauslesen. Nimmt man die Fehler nicht mit hinein, so ist es sehr schwierig, die richtige Weglassungs- und Verbesserungs-Methode zu finden. Denn manches erscheint uns als Fehler, was kein Fehler ist. Der große Kampf um die Neuausgabe einzelner fränkischer Volksrechte führt uns ja mit aller Deutlichkeit mitten in diesen Methodenstreit hinein.

Im übrigen sind, was die Edition im Ganzen anbetrifft, die bewährten alten Grundsätze bestens verwertet.

Der Inhalt ist sehr reich: verfassungsgeschichtlich, wirtschaftsgeschichtlich, ständegeschichtlich und rein rechtsgeschichtlich. Ich mache etwa aufmerksam auf die hervorragende Rolle, welche auch in Genf die Gerichtsbarkeit spielte (vergl. No. 58, 83, 200), auf die Bedeutung des Fehderechts (vergl. No. 17, 77) oder des umstrittenen homo ligius (No. 18, 47, 76), auf die Stellung der Juden (No. 118), auf das Vorkommen der Folter (tortura No. 96, 97) und auf die Strafe des Ohrabschneidens (No. 96, 97, 198).

Wirtschaftsgeschichtlich sei etwa auf die Weintaxen (No. 26), auf den Weinkauf (No. 168), auf den Arbeitstarif (No. 129 und 132), auf Maß- und Gewichtsbestimmungen (No. 185) hingewiesen. Sprachgeschichtlich ist am interessantesten der Art. 1 in den libertés et franchises de Genève von 1387, in dem es heißt: «Et premierement, car comme il est de coutume ancienne et ca devant observee par les vidomnes citoyens et aultres en ladite cité de Geneve habitans, que les causes ne se doivent nullement commencer ne traiter devant le vidomne ou son lieutenant par escript ne par clercz en latin, mais par cuer et en langage maternel, c'est assavoir en rommant, selon la coutume de ladite cité de Geneve, et non par vigeur de droit, mais sommerement et de plan, sans figure de plait et non aultrement.» Und diese Norm ist nicht nur sprachgeschichtlich bemerkenswert (vergl. Hermann Weilemann, Die vielsprachige Schweiz, Basel 1925), sondern ebenso prozeßgeschichtlich, indem sie beweist, daß in Genf noch Ende des 14. Jahrhunderts die

Verhandlungen grundsätzlich mündlich und in der dem Volke verständlichen Sprache geführt werden mußten. Überhaupt geht der ganze Kampf um Herrschaft und bürgerliche Genossenschaft, um angestammtes Gewohnheitsrecht (vergl. die Ziffern unter *consuetudo*) und städttherliche Neuerungen aus dieser prächtigen Publikation mit Klarheit hervor.

Das Buch umfaßt 241 Urkunden, deren Beschaffenheit, Standort und Größe jeweils angegeben sind.

B e r n.

H a n s F e h r.

FRÉDÉRIC BARBEY, *Louis de Chalon, prince d'Orange, seigneur d'Orbe, Echallens, Grandson (1390—1463)*. Tome XIII de la 2e série des Mémoires et documents publiés par la Société d'histoire de la Suisse romande. Un volume in-8°, de 396 pages, avec 7 illustrations et un tableau généalogique. Lausanne, librairie Payot & Cie.

La diplomatie a éloigné de l'histoire l'érudit consciencieux, clair et sûr qu'est M. Frédéric Barbey, ministre de Suisse à Bruxelles. Il ne l'a pas oubliée pourtant, et le voici qu'il évoque aujourd'hui devant nous la figure singulièrement expressive d'un des plus grands seigneurs féodaux du XVe siècle, Jean de Chalon, prince d'Orange, dont le superbe château de Nozeroy, aujourd'hui disparu, se dressait sur le versant occidental du Jura, non loin de la frontière suisse, un peu au midi de Frasne, au débouché du tunnel du Mont d'Or.

Louis de Chalon appartenait à une branche cadette des ducs de Bourgogne. De son père Louis, il tenait les baronnies d'Arlay, d'Arguel, de Salins et d'autres encore dans le haut Jura. Par sa mère, Marie des Baux, il était devenu prince d'Orange. Sa première femme, Marguerite de Montbéliard, lui avait apporté les seigneuries d'Orbe et d'Echallens au pays de Vaud. Le duc de Savoie lui céda la baronnie de Grandson. Il avait encore des biens au Dauphiné. Ces vastes possessions bien administrées faisaient de lui l'un des seigneurs les plus riches de son temps, mais en même temps le rendaient vassal à la fois du roi de France, du duc de Bourgogne et du duc de Savoie. Aussi lui fallut-il une grande habileté pour louvoyer entre ces trois suzerains, et profiter en même temps de chacun d'eux.

Les témoignages de cette habileté sont intéressants à suivre. Au début de sa carrière, — il n'a encore que 28 ans — Louis de Chalon dispute au duc de Savoie le comté de Genève. Il en appelle à l'empereur Sigismond. Celui-ci finit par lui donner tort, mais il y met des formes. Jean reçoit du duc de Savoie la seigneurie de Grandson en compensation. L'empereur lui-même lui fait cadeau du vicariat impérial à Besançon et en Bourgogne, qu'un de ses ancêtres avait déjà exercé. Cadeau difficile à utiliser, car le duc de Bourgogne ne voulait point de ce contrôle et il finit par le rendre nul. Le prince d'Orange n'en conserva qu'une autorité plus étendue à Jougne, où il était maître de la route de France en Italie. Le duc de Bourgogne l'orienta dans une autre direction, la conquête du

Dauphiné, mais l'aventure se termina par un désastre complet à Anthon en 1430. Louis de Chalon était cependant un personnage à considérer à tel point que le roi lui rendit ses biens du Dauphiné et que le vaincu s'engagea à le servir contre les Angalis. Plus tard même on voit le dauphin, le futur Louis XI, se refugier à sa cour.

Louis de Chalon prend une part active aux affaires politiques de France, aux luttes entre Bourguignons et Armagnacs, louvoyant toujours. Bourguignon, il épousera en secondes noces Éléonore d'Armagnac. Mais les affaires françaises ne sont pas seules à l'intéresser. Dans sa jeunesse, en 1424, il avait tenté contre Bâle une expédition qu'il jugea prudent de ne pas pousser très avant. Plus tard, en 1458, il chercha à s'emparer du comté de Neuchâtel, à la mort du comte Jean, son propre parent. Mais il se buta à l'hostilité de Berne, qui le voyait sans plaisir étendre sa domination vers l'Helvétie. Ce fut Rodolphe de Hochberg qui s'installa à Neuchâtel. Plus tard, Berne prit aux fils du prince d'Orange toutes ses possessions vaudoises: Orbe et Echallens, Belmont et Grandson. A ces titres, l'histoire de Louis de Chalon intéresse grandement la Suisse. Elle explique certaines péripéties de la guerre de Bourgogne.

Le livre de M. Barbey n'offre pas seulement, d'ailleurs, un intérêt politique. Le côté économique retiendra particulièrement l'attention. Le prince d'Orange est plus qu'un excellent administrateur. Il a pour principe que ses sujets doivent payer toutes ses dépenses extraordinaires: c'est ainsi qu'il les charge de toutes les conséquences financières du désastre d'Anthon. Il est religieux, fait des largesses aux églises, mais n'hésite pas à les piller: gouverneur général du Languedoc pour le roi en 1418, il en tire en large butin, entre autres une magnifique croix d'or. Quant aux voyageurs et aux marchands, il savait les détrousser, notamment au passage de Jougne. Aussi le trésor renfermé dans la tour de plomb du château de Nozeroy, et augmenté par lui avaricieusement, lui permit-il de déployer un grand faste, en même temps que de prêter à ses propres suzerains. Ce trésor contribua, au surplus, à la ruine des Chalon, parce qu'il mit la division chez ses héritiers, et M. Barbey a, à ce propos, des pages singulièrement attachantes. On lira encore avec intérêt un chapitre relatif aux châteaux du prince et où les archéologues auront profit.

Un regeste copieuse, des documents, complètent utilement ce livre, ainsi qu'une table de noms. On regrette seulement que celle-ci n'embrasse par les noms, très nombreux, des notes et du regeste, ce qui en diminue l'intérêt. Notons quelques petits détails à corriger: page 147, ligne 16, lire *l'autre* version, et non *second*; page 232, ligne 12, *soixante-treize* ans et non *soixante-dix*; page 112 note, *Lamberczon*, donzel d'Orbe; page 258, note *Jolivet*, bourgeois de Moudon.

GH. SALÉRIAN-SAUGY. *La justice militaire des troupes suisses en France sous l'ancien régime, d'après des documents conservés aux archives de Berne et de Paris.* Paris 1927. Jouve et Cie, éditeur. Un vol. in 8°, 162 p.

« Loin d'avoir la prétention de présenter un travail complet, nous nous sommes proposé simplement d'attirer l'attention sur une institution trop peu connue et de fournir des matériaux nouveaux à des solutions ultérieures ». C'est ainsi que l'auteur, dans son avant-propos définit le but de son ouvrage. Ce sujet n'avait pas jusqu'ici été étudié d'une manière sérieuse. A vrai dire un tel travail n'était pas facile: ce n'est qu'en 1820 que des archives furent créées pour recueillir les pièces concernant la justice militaire des troupes suisses en France; mais très peu de pièces y furent déposées et un nombre encore plus restreint parvint aux Archives fédérales.

Si vers la fin du XVIII^e siècle les Suisses exercent en France une triple juridiction, disciplinaire, militaire et civile, ce n'est que le résultat d'une longue évolution au cours de laquelle ils mirent à profit l'imprécision des textes pour étendre constamment leurs compétences. Les premières capitulations, celle de 1585 notamment, leur attribuaient un pouvoir disciplinaire, ce qui n'avait aucun caractère privilégié. Au XVII^e s. ce droit fut notablement augmenté par la faculté que les Suisses s'arrogèrent de connaître non seulement des délits militaires, mais de tous les crimes en général commis par des officiers ou soldats suisses. C'est ce que formulent p. ex. la capitulation du 12 octobre 1644 et celle du 14 août 1671. Cette réglementation ne fut pas sans soulever de fréquents conflits avec la magistrature française qui ne pouvait que difficilement se rallier à un tel point de vue.

La compétence civile avait une autre base: « Puisque nos tribunaux représentaient à l'étranger les souverains de la « Nation », ils devaient avoir la plénitude de juridiction sur leurs justiciables ». Les Suisses dépendaient en France des Ligues pour toute affaire concernant leur personne; toute action personnelle à laquelle un Suisse était défendeur devait être intentée devant nos juridictions. Cet usage, d'origine romaine, avait ceci de bon, souligne M. Salérian-Saugy, qu'il « pouvait prévenir l'inconvénient de voir le militaire contraint d'abandonner son service pour répondre de son acte... ». Mais ce privilège s'étendait même aux veuves et enfants des Suisses.

La juridiction était exercée par un double organe: Le *Conseil des officiers supérieurs*, présidé par le Colonel ou son lieutenant, jouait tout d'abord le rôle d'une chambre d'instruction puis ensuite d'un tribunal d'appel. A ce propos l'auteur nous prouve son existence, contrairement à l'opinion de quelques historiens avant 1734, en 1616 déjà. Le *conseil de guerre* proprement dit était constitué par l'assemblée de tous les officiers subalternes du régiment de l'accusé. Il était hiérarchiquement inférieur au précédent; une série de personnages remplissant chacun un rôle spécial, le Président-député, le Grand-Sauthier et son substitut, l'avocat de l'accusé ect. . . y venaient siéger et M. Salérian-Saugy nous donne des renseigne-

ments très précis au sujet de leurs fonctions, de même que sur la réunion du tribunal.

La procédure fait l'objet d'un des chapitres les plus intéressants de l'ouvrage. Très formaliste, elle était entièrement empruntée à la Caroline. La poursuite, théoriquement ne se faisait pas d'office; le colonel du régiment, sur le vu de la plainte chargeait le Grand-juge de l'enquête qui était surveillée par des commissaires. L'instruction, comme toujours sous l'ancien régime, était secrète; mais contrairement et préférablement à ce qui se passait en droit français, l'accusé ne prêtait pas serment de dire la vérité. A côté de la procédure ordinaire, il en existait une par contumace pouvant aboutir à une condamnation définitive, sauf le cas de révision où le condamné apportait de nouvelles preuves pour sa défense. On tenta également l'introduction d'une procédure sommaire pour certains délits, mais sans succès. Dans ses conclusions l'auteur considère notre procédure comme plus douce que celle des conseils de guerre français, quoiqu'il proteste contre l'exagération de ses mérites. Parmi les différentes garanties offertes à l'accusé, défenseur, jugement contradictoire, etc., la seule réelle est l'appel au Conseil des officiers supérieurs qui, préférant acquitter un coupable que condamner un innocent, dit M. Salérian-Saugy et peut-être aussi pour atténuer les rigueurs de peines draconiennes « *gracia* avec une facilité surprenante des soldats dont la culpabilité était avérée ».

Le droit pénal des Suisses reposait, pour les délits militaires, avant tout sur les serments prêtés par la troupe et qui contenaient l'essentiel des devoirs de service. Pour le reste on se basait sur la Caroline quoique la qualité de militaire fût considérée comme une circonstance aggravant la peine. A l'origine le pouvoir juridictionnel rentrait entièrement dans le pouvoir disciplinaire de l'officier, du chef, presque du propriétaire de sa troupe. Mais lorsque plus tard l'armée nationale se forme, le pouvoir central s'accroît et limite les compétences quasi-absolues de l'officier. La justice fut alors prononcée au nom du roi et le droit pénal spécial et écrit apparut. Parmi ses particularités citons le fait que l'ignorance de la loi y était une excuse atténuatrice ou absolutoire même et la curieuse cérémonie de la réhabilitation opérée en couvrant le soldat durant quelques instants du drapeau de son régiment.

Comme nous l'avons rappelé au début, M. Salérian-Saugy a voulu faire oeuvre d'initiateur; il nous prévient que son livre est plus pauvre en théorie que les travaux de synthèse. Il serait souhaitable de voir, un jour, paraître sur ce sujet un tel travail et nul n'est plus qualifié que M. Salérian-Saugy pour l'écrire. Selon le but de l'auteur, l'intérêt de cette étude réside dans celui des détails, parfois très particuliers et techniques qu'elle met au jour, il a donc, croyons-nous, bien atteint ce qu'il s'était proposé et enrichi la science historique d'une oeuvre de lecture agréable et pleine d'aperçus nouveaux.

Lucerne.

B. Schatz.

Johannes von Müller, 1752–1809. Im Auftrage des historisch-antiquarischen Vereins des Kantons Schaffhausen herausgegeben von Dr. KARL HENKING. Zweiter Band: 1780–1804. Mit drei Bildnissen. J. G. Cotta, Stuttgart und Berlin 1928. 615 Seiten.

Seinem im Jahre 1909 publizierten ersten Bande der Biographie Johannes von Müllers, auf dessen Fortsetzung man beinahe fürchtete verzichten zu müssen, hat nun Karl Henking einen zweiten von mehr als doppeltem Umfange folgen lassen, der die Darstellung bis zum Ende des Wiener Aufenthaltes führt.

Die Vorzüge, die den ersten Teil auszeichneten, sind auch dem neuen Werke treu geblieben. Dazu gehört wohl in erster Linie die allem Anschein nach abschließende Ausschöpfung des handschriftlichen Nachlasses des Historikers, der als solcher kaum mehr gedruckt werden dürfte — eine Aufgabe, die sich nur dank der vom Verfasser in langjähriger Arbeit gewonnenen intimen Kenntnis des Materials erfüllen ließ. Wie der erste Band, ist auch der zweite ebensogut eine Dokumentensammlung zu der Biographie Müllers wie eine Biographie im eigentlichen Sinne, gewissermaßen «Life and Letters», womit übrigens keineswegs gesagt sein soll, daß der Verfasser sich irgendwo nur mit der rohen Zusammenstellung von Quellenstellen begnügt hätte. Wie er seine Arbeit auffaßte, deutet er schon im Titel an, der ausdrücklich seine Biographie nicht als von ihm «verfaßt», sondern bloß «herausgegeben» bezeichnet. Wohl aber darf man es mit dieser Zweckbestimmung des Werkes entschuldigen, daß zwar die Spezialliteratur vollständig verzeichnet ist, dagegen in der Benützung der allgemeinen historischen Literatur nicht immer das neueste herangezogen worden ist. So scheint Heigels «Deutsche Geschichte» nirgends zu Rate gezogen, während der alte Schlosser und Häußer zitiert werden, P. 303, n. 2 hätte zu der Frage der Autorschaft des Manifestes des Herzogs von Braunschweig zum mindesten auf Sagnacs «Révolution» (1920) p. 376 hingewiesen werden sollen. Im übrigen scheint auch die Spezialliteratur mehr zitiert als eigentlich erschöpft worden zu sein; aus dem allerdings erst im Jahre 1925 veröffentlichten Werke von Louis Wittmer über den Fürsten von Ligne, Johannes von Müller, Gentz und Österreich hätte sich vielleicht noch mehr entnehmen lassen als bei Henking der Fall ist. Auf der anderen Seite wird man allerdings sehr wohl verstehen, daß der Verfasser, der über ein so ungemein reiches, nur ihm zugängliches Material verfügt, lieber dieses nach Kräften heranzog als anderwärts gedrucktes wiederholte. Nur daß er vielleicht hie und da zur Kommentierung dieses Materials noch etwas übriges hätte tun dürfen. Mit dem geheimnisvollen Phurnutus p. 34 werden wohl die wenigsten Leser etwas anzufangen wissen, ebenso wenig wie mit dem an derselben Stelle genannten Paläphatus.

Doch solche Kleinigkeiten tun dem Werte des Werkes in keiner Weise Abbruch. Im allgemeinen ist zu sagen, daß der neue Band einen ent-

schiedenen Fortschritt gegenüber dem ersten darstellt. Der Verfasser ist seinem Helden gegenüber freier geworden, hat mehr Distanz zum Stoffe gewonnen. Die homosexuellen Neigungen Müllers werden offen zugegeben. Der Zusammenhang mit den zeitgenössischen geistigen Bewegungen wird schärfer herausgearbeitet.

Da der Verfasser den Historiker Müller als solchen erst im Schlußbande im Zusammenhang behandeln will, so ist der vorliegende Band vorzugsweise dem Publizisten gewidmet. Man wird sagen dürfen, daß Henking der Forschung einen sehr wertvollen Dienst erwiesen hat, indem er diese Seite der Tätigkeit seines Helden, die bei der Nachwelt begreiflicherweise in den Hintergrund getreten ist, in voller Ausführlichkeit besprach, wenn schon diese Ausführlichkeit gelegentlich mit einer gewissen Breite der Darstellung erkauft werden mußte. Man wird ferner kaum bestreiten können, daß das Charakterbild Müllers auf diese Weise an sympathischen Zügen gewinnt. Wenn man ihm vielfach seinen Stellungswechsel von einer Macht zur anderen zum Vorwurf gemacht hat, so ist nicht zu übersehen, daß er es damit nicht anders hielt als seine unmittelbaren Vorgänger, die alten Reichspublizisten (z. B. Pufendorf) und daß ein solcher Dienstwechsel kaum anders beurteilt wurde als der damals häufige Übergang eines Generals in eine andere Armee, vielleicht sogar in eine solche, mit der er eben noch Krieg geführt hatte. An sich hätte Müller, wenn er über genügend finanzielle Mittel verfügt hätte, sicherlich am liebsten als unabhängiger Geschichtsschreiber und Staatsmann gelebt; da er sich aber nach einer bezahlten Beschäftigung umsehen mußte, so lag gerade infolge dieser Doppelanlage der Beruf des Publizisten am nächsten und wenn er diesen einmal ergriff, so mußte er sich natürlich auch den Bedingungen fügen, die ihm seine Auftraggeber stellten. Es ist im übrigen nicht uninteressant, zu sehen, wie er sich auch auf diesem Gebiete stets am sichersten da bewegt, wo Probleme der schweizerischen Politik zur Sprache kommen. Schrieb er über deutsche Verhältnisse, so ließ er sich allzu leicht seine Ansichten von seiner Umgebung suggerieren. Über schweizerische Dinge urteilt er dagegen aus voller Sachkenntnis heraus und was man auch gegen seine Fähigkeiten als praktischen Staatsmann einwenden mag, so ist doch wohl zu bedauern, daß die engen Verhältnisse der Schweiz ihm nicht einmal eine publizistische Wirksamkeit in seinem Vaterlande erlaubten.

Dem Schlußbande des Werkes, das die Berliner und Kasseler Zeit Müllers behandeln wird, sieht man nunmehr mit Spannung entgegen. Revolutionierende Einzelheiten aus bisher unbekanntem Material werden über diese häufig behandelte Periode zwar wohl kaum zum Vorschein kommen. Aber allgemein wird man sich freuen, aus den Händen Henkings das abschließende Porträt Müllers als Geschichtsschreibers und Menschen zu erhalten. Sollte er dieser Charakteristik noch eine zusammenfassende Würdigung des Publizisten Müller und dessen Stellung innerhalb der Ent-

wicklung der offiziösen Publizistik anschließen können, so werden wir ihm doppelten Dank schulden.

Basel.

Eduard Fueter.

EUGÈNE JACQUET, *L'école d'horlogerie de Genève, 1824—1924.* Genève, 1924
Edition Atar. 256 Seiten.

Veranlassung zu dieser Schrift gab das Jubiläum des 100jährigen Bestandes der Uhrmacherschule in Genf. Der Verfasser schildert in anschaulicher Weise auf Grund genauer Quellenstudien die Entwicklung dieser Fachschule. Wie Genf auf dem Gebiete des Lehrlingswesens überhaupt Großes geleistet hat, so schenkte man dort auch der eigentlichen Fachausbildung besondere Aufmerksamkeit und hier wiederum in erster Linie dem bedeutendsten Handwerk, der Uhrmacherei.

1776 wurde, dank der Anregung von Horace Bénédicte de Saussure, die «Société pour l'encouragement des arts» gegründet. Eines ihrer ersten und wichtigsten Ziele war die Errichtung einer «Ecole de mécanique», da der Plan von de Saussure, eine solche Schule dem Collège anzugehören, nicht durchgedrungen war. Infolge der politischen Wirren kamen jedoch erst 1790 Kurse für Uhrmacherlehrlinge zustande. 1788 wurde auf Betreiben der «Société pour l'avancement des arts» die «Fabrique de cadrature» mit sechs Lehrlingen eröffnet. Der eigentliche Ausgangspunkt der Uhrmacherschule bildete die 1824 gegründete «Ecole de blanc», in der die Lehrlinge täglich zehn Stunden praktisch arbeiteten und nachher noch zwei Stunden theoretisch unterrichtet wurden. Die neue Schule wurde ergänzt durch die «Ecole de finissage». Die Einrichtung von theoretischen Kursen folgte, aus denen sich später die Industrieschule entwickelte, die 1839 der Staat übernahm.

Die Fabrikation von Uhren geringerer Qualität in Neuenburg erschwezte die Lage der auf hohe Qualitätsarbeit eingestellten Genfer Uhrmacher. Deshalb wurde beschlossen, die Uhrmacherschule umzugestalten und fortan zwei Klassen zu bilden, von denen die untere Arbeiter für die Herstellung gewöhnlicher Uhren ausbilden sollte. Nach dieser Reorganisation übergab die «Classe d'industrie», die bisherige Inhaberin und Leiterin, 1842 die Uhrmacherschule der Stadt.

1842 beschloß der Stadtrat, eine Uhrmacherschule für Frauen zu gründen, um den Uhrenfabriken billige Arbeitskräfte zuzuführen. Die Schule war gut besucht, bis sich die Krise von 1862 auch in der Uhrenindustrie auswirkte und die Schließung der Schule zur Folge hatte; denn stets machten sich die Konjunkturschwankungen in dem Zudrang der Schüler in beiden Schulen bemerkbar.

Von 1866—1886 nahm die Uhrmacherschule einen neuen Aufschwung, als bedeutende Uhrmacher in der Schulkommission saßen. 1874 wurde beschlossen, ein neues Gebäude für die Schule zu errichten, das 1879 bezogen werden konnte, und ihr auch wieder eine Abteilung für Mädchen

anzugliedern. Die Baukosten von beinahe einer Million Franken zeigen, welche Opfer Genf für die Förderung der Uhrenindustrie brachte. Der Schule wurde jedoch vorgeworfen, daß sie zu sehr nur Künstler ausbilde statt gewöhnlicher Arbeiter, und in der Folgezeit strebten verschiedene Kommissionsmitglieder darnach, die Fabrikation wieder mehr in den Vordergrund zu rücken, was in einer Reorganisation der Schule zum Ausdruck kam.

Die Verwaltung der Schule war stets bestrebt, diese auf der Höhe der neuesten technischen Errungenschaften zu halten, damit sie mit den Fabriken zusammenarbeiten und den Ruf Genfs auf dem Gebiete der Uhrmacherkunst aufrecht erhalten könne.

Das Buch ist mit zahlreichen, ausgezeichneten Illustrationen geschmückt.

Winterthur.

Dr. Alice Denzler.

EDUARD FUETER, *Die Schweiz seit 1848*. Zürich, 1928. Orell Füssli, 305 S.

Le livre de M. Fueter offre un modèle remarquable de la façon dont on doit de nos jours écrire l'histoire. Basé sur une méthode historique rigoureuse, sur une documentation sûre et étendue et sur une connaissance sans lacune de tous les faits, il n'est cependant pas une énumération sèche et purement chronologique d'évènements. Trop souvent les historiens suisses ont cru de leur devoir de faire un catalogue de faits et de laisser de côté tout ce qui pouvait avoir un caractère explicatif. D'autres ont parfois été obligés, par les limites de leurs ouvrages, de se borner un peu trop aux explications en laissant de côté, dans les faits, tout ce qui n'était pas essentiel. M. Edouard Fueter a été dans cette situation heureuse de pouvoir prendre le moyen terme. Il a eu à sa disposition une place suffisante pour ne négliger aucun fait et il a trouvé dans les ressources de son esprit politique la capacité de montrer les liens de causalité qui les unissent.

La difficulté d'une oeuvre de ce genre, c'est le problème du classement et de la chronologie. Les évolutions ne commencent, ni ne s'arrêtent jamais à un moment précis; elles ne sont pas toujours dans les domaines variés de la vie publique, concordantes dans le temps. Il en résulte que si l'on s'attache avant tout aux dates, on a beaucoup de peine à montrer l'enchaînement des faits et que si l'on s'attache surtout aux faits, on est parfois exposé à donner dans les dates une certaine impression de désordre. M. Fueter a très heureusement évité ce double écueil. Il n'est pas prisonnier de la chronologie. Il cherche plutôt à montrer les transformations des idées des partis politiques, de l'économie et des institutions. Mais il le fait par larges tranches de temps dans lesquelles il parvient presque toujours à faire rentrer un ensemble de faits.

Son introduction sur la situation de la Confédération au moment de l'élaboration de la Constitution de 1848 est un modèle de résumé politique. Elle peut prendre place, bien que beaucoup plus courte, à

côté de la fameuse introduction qu'Oechsli a placée en tête de son Histoire de la Suisse au XIX^e siècle.

Les titres généraux des chapitres du livre de M. Fueter révèlent bien ses préoccupations dominantes. Après *die Herrschaft des Liberalismus*, nous avons *Die neuen Volksrechte und die wirtschaftliche Umschichtung*, puis *Die Folgen der wirtschaftlichen Umschichtung und der neuen Volksrechte* et *Die Schweiz als Glied der Weltwirtschaft*; enfin *Die Schweiz und der Weltkrieg*.

On le voit, les préoccupations économiques sont dominantes chez cet auteur. Tout ce qui tient à l'histoire des finances, au développement de l'industrie et de l'agriculture, à la création du réseau ferroviaire est exposé de main de maître, avec des détails, des chiffres, mais sans lourdeur et sans obscurité. Nous ne pensons pas qu'on ait jamais utilisé d'une façon aussi complète et habile le vaste matériel statistique de la Suisse et qu'on ait su dégager de chiffres complexes et secs autant de réalité politique. Ce livre donne dans toutes ses parties l'impression d'un pays en mouvement. Il ne néglige aucune des relations entre l'évolution économique et les transformations des formes politiques et l'on ne pourra pas, malgré cela, lui reprocher de ne pas faire une part suffisante au mouvement des idées et de sous-estimer son rôle dans la vie du pays.

S'il fallait absolument faire des réserves sur certains points secondaires, elles porteraient dans notre esprit plutôt sur la façon dont a été traitée par l'auteur, la politique étrangère. Il est peut-être exact de sacrifier, dans une histoire suisse de la période contemporaine, les préoccupations internationales, qui n'ont pas beaucoup dominé l'esprit de notre peuple. Mais nous croyons que, sur certains points, M. Fueter a été à cet égard un peu loin. La proposition d'alliance du gouvernement sarde, en 1848, par exemple, ne nous paraît pas avoir été mise pleinement en valeur quant à ses conséquences juridiques et politiques, car cette proposition et la façon dont elle a été reçue par une partie de la Diète témoignent d'une notion de la neutralité qui n'est plus du tout la notion actuelle. La fondation de la Croix-Rouge, en 1864, qui est un des grands faits de l'évolution de notre neutralité, n'est pas non plus mise en pleine lumière. Il en va de même de la guerre douanière avec la France, de 1893 à 1895 et aussi de la convention du Gothard de 1909. Si l'on songe à la place qu'occupent dans l'esprit de M. Fueter les préoccupations économiques et ferroviaires, on peut être surpris de la relative légèreté avec laquelle il a passé sur ces deux événements importants.

Toutefois, en ce qui concerne la convention du Gothard, cela s'explique par une considération de prudence politique. On retrouve ce même trait dans la discréption avec laquelle M. Fueter traite les liens croissants de dépendance de l'économie suisse vis à vis de l'Allemagne avant la guerre, et aussi dans son exposé sur la guerre elle-même. Nous ne croyons pas que l'auteur ait mentionné l'article 11 du traité de Frankfort de 1871,

qui a exercé une influence considérable sur la situation économique et politique de notre pays.

En ce qui concerne la guerre elle-même, le sujet est certainement délicat et l'on n'a pas de peine à imaginer les raisons pour lesquelles M. Fueter s'est abstenu sur cette période de jugements catégoriques. Il a agi ainsi en véritable historien, qui réserve ses jugements jusqu'à ce que le recul du temps lui permette de les formuler avec rigueur. Mais on ne peut s'empêcher de regretter sur certains points cette abstention. Pour n'en donner qu'un exemple, nous signalerons que la grève générale de 1918 est traitée en une seule phrase et n'est pas du tout mise en relation avec l'épuisement moral et physique du peuple après quatre années de guerre.

On pourrait faire des réserves analogues sur la façon dont l'auteur expose la division des opinions en Suisse pendant la guerre. Ce dernier chapitre donne une impression plus fragmentaire que le reste du livre, mais il n'enlève rien à la valeur de celui-ci, qui restera certainement une des œuvres historiques les plus importantes de notre temps.

Genève.

William Martin.

A. CAHORN, *Les cloches du canton de Genève*. Kündig, 1925. (Extrait revu et corrigé de *Genava* II et III) avec de nombreuses illustrations.

Ce volume est le résultat de patients travaux entrepris dès 1886, en collaboration avec Mr. Jacques Mayor. Dans l'idée primitive, ce travail devait comprendre les cloches de tout l'ancien diocèse de Genève, mais Mr. Cahorn n'a publié que ce qui concerne le canton. L'auteur a compris qu'une simple description ne rendrait pas un service suffisant, aussi avec son collaborateur a-t-il moulé tous les motifs les plus intéressants représentés sur les cloches. On peut se rendre compte de la valeur iconographique que représente la reproduction de ces motifs, soit ornementaux, soit figurés, et la somme de travail qu'il a fallu pour mouler sur place des cloches placées dans des locaux difficilement accessibles. C'est ainsi que M. Cahorn passe en revue 295 cloches, dont 17 sont antérieurs à la Réforme, 3 sont du XVI^e siècle, les autres se répartissent du XVII^e siècle à nos jours. Ce sont des documents de premier ordre et dont les reproductions sont exposées dans la salle du Vieux Genève au Musée d'Art et d'Histoire. Parmi les cloches qui sont antérieures à la Réforme, il faut en noter 12, datées de 1420 à 1532. Les plus belles comprennent des débris de l'ancienne « Clémence » de 1407, la cloche des Heures à St. Pierre, de 1460, qui montre de nombreux sujets comme la Passion, St. Georges, St. Jean Baptiste, la Vierge et l'enfant, la « Bellerive », avec St. Sébastien, la Passion, la Vierge, les deux cloches de la Madeleine dont l'une est de 1420, avec des inscriptions soignées, celle de St. Gervais, de 1493, qui a treize arcatures ornées, avec sujets, enfin celle de Corsier au musée. La démolition des faubourgs de Genève et surtout les guerres du XVI^e siècle

ont été néfastes pour les cloches, qu'on fondait pour en faire des canons. Aux XVII^e et XVIII^e siècles, l'art des fondeurs de cloche reprend partout un essor et leurs œuvres sont signées. On a bien les noms de Guerri de Marcley, d'Uldric, de Guillaume Fribor, de Thomas Mirar, pour les cloches anciennes, mais à partir du XVII^e siècle les noms se multiplient avec les noms des fondeurs lorrains, Michel et Alexis Joly, Etienne de la Paix, puis de Noé Collavin, Jean Revillard et surtout les dynasties des Maritz au XVIII^e siècle et des Dreffet, qui ont beaucoup produit. De nos jours, il n'y a plus de fonderie à Genève, les commandes se répartissent surtout dans les ateliers des frères Paccard à Annecy-le-Vieux, ou Ruetschi à Aarau. L'art des fondeurs de cloches est peu connu et mal étudié. Le recueil de M. Cahorn, qui fait suivre son historique d'un inventaire très complet de toutes les cloches avec leur description et leur origine, permet de combler une lacune regrettable et d'apprécier la variété et la conscience de ces fondeurs, dont la production s'espace sur 500 ans.

Genève.

Louis Blondel.

Bücher für den Geschichtsunterricht.

Bilder aus der Weltgeschichte. Ein Lehr- und Lesebuch für höhere Schulen und zum Selbstunterricht von Wilhelm Oechsli. III. Band: Neuere und neueste Zeit (von 1648 bis zur Gegenwart). 7. Aufl., neu bearbeitet und erweitert von Dr. Theodor Geyerz. Winterthur 1927. Verlag Alb. Hoster. 383 Seiten.

Schon nach Jahresfrist hat Dr. Theod. Geyerz von der Kantonsschule in Frauenfeld, der Herausgeber von Oechslis Geschichtslehrbüchern für Mittelschulen, dem zweiten, Mittelalter und Neuzeit bis 1648 umfassenden Band, den dritten folgen lassen, der gegenüber seiner letzten Auflage von 1917 genau auf den doppelten Umfang angewachsen ist. Diese Erweiterung auf 24 Bogen röhrt einerseits durch die veränderte Stoffaufteilung zwischen dem zweiten und dritten Bande her, indem nun die europäische Staatsgeschichte und Geistesentwicklung seit dem westfälischen Frieden in den dritten Band hinübergenommen worden ist, von dem sie einen Viertel des Raumes beansprucht, und anderseits durch eine beträchtliche stoffliche Erweiterung namentlich für die Epoche der letzten fünfzig Jahre, die eine eingehende Vorbereitung und Darstellung des Weltkrieges samt seinen wirtschaftlichen und verfassungsrechtlichen Begleiterscheinungen enthält, für die von Seiten der Fachgenossen wie der Laien dem Herausgeber der aufrichtige Dank nicht vorenthalten bleiben darf und wird. Die lebendig und anschaulich schildernde Darstellung des Oechsli'schen Textes hat der Herausgeber im Ganzen beibehalten, von dem Standpunkt ausgehend: «was im alten «Oechsli» gut ist, verdient erhalten zu bleiben» und im Hinblick auf den Charakter des Buches nicht als eines ausschließlichen Lehr- und Handbuches, sondern eines historischen Lesebuches, das sich an weiteste Kreise richtet.

Doch stößt man da und dort auf die mit größter Sorgfalt redigierende Hand des Herausgebers bei der Ausmerzung oder Abänderung einer etwas zu temperamentvoll oder subjektiv hingesetzten Wendung des Autoren, während die von Geyerz neu verfaßten Kapitel sich in ihrer formalen Haltung verblüffend leicht mit der Sprache der alten Teile zur Einheit verbinden. Sehr zu begrüßen ist die liebenvollere Berücksichtigung der kulturellen Erscheinungen und Ausstrahlungen der verschiedenen Epochen gegenüber früher und die Umarbeitung, bzw. Neugestaltung des wertvollen Kapitels über die Aufklärung. Dagegen ließe sich fraglos aus einer plastischeren Gestaltung der immer noch allzu stiefmütterlich behandelten Persönlichkeitserscheinungen, z. B. Ludwig XIV., Friedrichs des Großen, Maria Theresias, Mirabeaus, Marie Antoinettes u. a. auf Kosten vielleicht der «meisterhaft kurz erzählten» Darstellungen des 7jährigen Krieges durch Oechsli und des englischen Bürgerkrieges im 17. Jahrhundert ein fruchtbringenderer Gewinn für die Schüler erzielen. Aus der retrospektiven Betrachtung des 19. Jahrhunderts als einer Einheit mit klarer Problemstellung hat der Herausgeber, der als Praktiker die Wichtigkeit einer übersichtlichen und ökonomischen Stoffgruppierung und Zusammenfassung im Unterricht zur Genüge kennt, im Gegensatz zur einstigen Anlage des Bandes über neueste Geschichte in manchen, zunächst oft unwesentlich scheinenden Umgruppierungen und Zusammenfassungen des Stoffes die durchgehenden Entwicklungslinien, z. B. der nationalstaatlichen Geschichte Italiens und des deutschen Reiches, auch die der Geschichte Frankreichs und Amerikas großzügig gezeichnet und in der innern Politik sogar bis an die Gegenwart herangeführt, wogegen die Kriege des 19. Jahrhunderts von diesem Standpunkt aus gesehen leicht verschmerzbare Kürzungen erfuhren. Unter dem Titel «Zeitalter des Imperialismus» hat sodann die letzte Epoche des Übergangs vom 19. ins 20. Jahrhundert in fünf Kapiteln, welche die Erschließung von Australien und Afrika, den Wettstreit um die Kolonien, die Ursachen, den Verlauf und die Folgen des Weltkrieges behandeln, sowie in zwei völlig neuen Kapiteln über die materielle und geistige Kultur und die soziale Frage eine objektiv und eingehend schildernde Darstellung gefunden, wie sie auf demselben knappen Raum von hundert Seiten gegenwärtig wohl einzig dastehen dürfte. Für eine spätere Auflage des Werkes, das gerade seiner Behandlung der allerletzten Zeit und seiner wertvollen Literaturangaben wegen sicherlich starken Absatz finden wird, ließe sich möglicherweise eine Zusammenziehung des Abschnittes «materielle Kultur» mit der sozialen Frage bewerkstelligen und dafür den für Schulgebrauch weniger notwendigen, weil in andern Büchern behandelten kompendienhaften Abschnitt über geistige Kultur entweder fallen lassen oder noch weiter ausbauen.

Zürich.

Rosa Schaufelberger.